

# Arachne

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758563>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## ARACHNE

Von Max Rychner

Für Erwin Jaeckle

In seinen *Metamorphosen* erzählt Ovid die Geschichte der Arachne, die den Ruf genoß, an Webkunst die Göttin Pallas Athene erreicht zu haben. Dieser Ruf in den Städten Lydiens bekam ihr nicht gut, so berechtigt er sein mochte, ja er war sogar, einzig er, die Ursache des kurzen wilden Dramas, in das Arachne verwickelt wurde und das für sie grauenvoll auslief.

Wie hätte so freudig durchs Land getragener Ruhm nicht das Ohr der wachsamem — und wie empfindlichen! — Göttin erreichen sollen! Sie vernahm ihn, und schon war sie gekränkt, denn für sie hieß er nichts anderes als Mißachtung ihrer eigenen Kunst. Ruhm, der Arachne betraf, war ihr, der Pallas, entzogener Ruhm; das hieß schon beinahe Erschütterung ihrer erhabenen Stellung. Ohne Säumen war sie zum Eingreifen entschlossen:

*... Laudare parum est; laudemur et ipsae,  
Numina nec sperni sine poena nostra sinamus.*

Das heißt: gerühmt werden ist nicht alles, wir wollen unsern Ruhm verdienen; unsere Göttlichkeit jedoch dürfen wir nicht ohne zu strafen der Mißachtung preisgeben. Noch weiß sie nicht, ob Arachne mit ihrer kunstvollen Weberei von Bildteppichen überhaupt Geringschätzung der Götter verbindet, oder ihrer, der Pallas, allein; oder ob sie den Unsterblichen fromm ergeben sei. Das zu prüfen, kommt ihr entweder nicht in den Sinn, oder sie verwirft den Gedanken. Fest steht ihr, daß sie strafen muß: Arachne muß gezüchtigt werden für göttergleiche Kunstleistung, für Berühmtheit, für Ruhmentzug an der Göttin, für Gefährdung des olympischen Nimbus überhaupt.

So bedrohlich beginnt die Geschichte. Pallas, die mit Helm, Lanze, Schild aus der Stirn des Zeus zur Welt gekommen war, nimmt die menschliche Rivalin durchaus ernst. Sie könnte das sterbliche Menschengeschöpf belächeln, übersehen, vielleicht sogar begünstigen aus großer innerer Freiheit heraus, indem sie sich etwa sagte: mögen die schönen, aber vergänglichen Werke meiner sterblichen Schwester ihre Stunde haben, die auch schnell genug verstreicht, mögen die verblendeten Menschen sich daran

freuen und sie mit Leistungen meines Webstuhls zusammen nennen, mögen sie, mögen sie — meine Göttlichkeit liegt nicht in der Weberei und schon gewiß nicht in deren genau ihrem Kunstwerk angemessener Hochschätzung durch die Sterblichen mit ihrer Verfallenheit an Moden, Richtungen, Strömungen und nun auch noch Bewegungen! Jederzeit bin ich ja in der Lage, durch ein neues Werk Arachne derart zu übertreffen, daß sie bleich wird und ich ihr aufhelfen muß. — Das hätte sie sich sagen können; aber aus der Biographie der Pallas geht hervor, daß sie eine eifrige Göttin war und handelnde Verstrickung der betrachtenden Distanz vorzog. Humor scheint eine durchaus menschliche Geistes- und Seelenform zu sein; man darf ihn nicht in Zusammenhang bringen mit der leidenschaftlichen olympischen Jungfrau. Mildernde Umstände, die kamen für sie gar nicht in Betracht, allzusehr fühlte sie sich in der Existenz selber getroffen. Sollten denn göttliche Werke nachgerade auch den Menschen gelingen? War es so weit gekommen?

Nicht nur so weit. Arachne war nicht nur gerühmt worden; was die Sache verschärft, ist, daß sie sich selber gerühmt hatte, an Webekunst es der Göttin gleichzutun. So war es dieser hinterbracht worden — von wem wird nicht genau mitgeteilt. Es wird ein bißchen Neid, Mißgunst, gefallsüchtiger Uebereifer, Verkleinerungssucht, Schadenfreude im Spiele gewesen sein, so dürfen wir vielleicht ohne zu fälschen annehmen.

*Quam sibi lanificae non cedere laudibus artis  
Audierat.*

In diesen acht gedrängten Worten ist enthalten, was die Ohrenbläser (Ohrenbläserinnen?) der Olympischen zugetragen hatten, in dem höchst angeregten Bewußtsein, ein prächtig verlaufendes Schicksal heraufzubeschwören, von ihm jedoch nicht angefaßt zu werden, da die göttliche Gerechtigkeit das niemals zulassen würde, niemals, denn man vertrat ja das Gute gegen Anmaßung und Frevel. Hatte Arachne selbst als erste ihre Arbeiten so hoch bewertet und verglichen, oder war ihr von Verehrerinnen nahegelegt worden, sie solle nicht zimperlich sein, sie brauche höchste Vergleiche nicht zu scheuen? In diesem zweiten Fall wäre sie nicht die Urheberin des Vergleichs, der so große Folgen haben sollte. Sie hätte gutgläubig und gewiß gerngläubig nachgeschwätzt, was das Volk fand und sagte. Im ersten Fall jedoch darf uns auffallen, wie auch hier die Selbsteinschätzung, namentlich wenn sie hochgreift, zwar von vielen Menschen widerstandslos übernommen und anerkannt wird, bei einigen dann aber wahren Grimm und in der

Folge feindselige Unternehmungen gegen ihren Repräsentanten auslöst.

Auf Arachne kommt der Dichter nunmehr, um sie vorzustellen, ein wenig zu sprechen. Unbedeutend, sagt er, sei ihre Herkunft gewesen.

*... Non illa loco nec origine gentis  
Clara sed arte fuit.*

Weder durch ihre Heimat noch Familie war sie berühmt, einzig durch ihre Kunst. Dieser wahrhaft springende Punkt wird wiederholt: *Quaesierat studio nomen memorabile*, durch ihren Kunsteifer machte sie sich einen denkwürdigen Namen. Idmon, ihr Vater, war ein Wollfärber, dessen Purpurfarben, aus einer Schneckenart gewonnen, besonders erwähnt werden. Die Mutter, auch sie aus dem Volke stammend, war früh gestorben. In dem unscheinbaren Hypaepa lebte Arachne, *parvis habitabat Hypaepis*, im Lande der Lydier, die auch Maeonier heißen. Wie alt war sie? Wie sah sie aus? Das wird verschwiegen; aller Nachdruck liegt auf ihrem ungewöhnlichen Tun und Können, denn als symbolische Darstellerin von Seinswerten, modern gesprochen, kommt sie nicht in Frage. Ihr Sein geht auf im Tun; sie ist genau das, was ihre kunsthandwerkliche Begabung aus ihr macht — und, bei wachsendem Bewußtsein, ihr schaffenswilliger Ehrgeiz. Daß sie mit ihren Werken eine Faszination besonderer Art in die Welt ausstrahlte, weit über die Grenzen des Ortes Hypaepa hinaus, blieb ihr nicht lange verborgen, denn nicht allein Menschen wurden von weither angezogen durch ihre Bilderteppiche, sondern auch so übermenschliche Wesen wie die Nymphen in den Weinbergen des Timolus, und nicht sie allein, sondern ebenfalls die Nymphen aus dem Flusse Pactolus. Gute Geister der Erde und des Wassers kamen herbei zu dem Webstuhl, auf dem Nochniegesehenes sichtbar wurde; sie staunten und freuten sich. Was bekamen sie zu sehen? Ovid erwähnt nichts von Gebilden der inspirierten Hände, aus künstlerischer Gewitzheit nicht, denn der Augenblick wird später und in einer andern Ordnung kommen, wo Arachnes Fertigkeit in einer Weise geschildert werden muß, daß uns der geregelte Atem stockt. Zunächst spricht er nicht von Gestalt oder Wirkung der Bildgewebe, sondern — wie anmutig — von der Wirkung der Webenden. Arachne am Webstuhl muß ein bezaubernder Anblick gewesen sein; nicht nur der entstehenden Bilder, auch ihretwegen kamen die Nymphen nach dem namenlosen Dorf.

*Nec factas solum vestes, spectare iuvabat  
Tum quoque cum fierent, tantus decor affuit arti...*

Die Bewegungen ihrer Kunstübung waren so voller Anmut, daß sie zu betrachten das Auge ebenso erfreute wie die fertigen Stoffe. Ein paar Handgriffe werden daraufhin skizzenhaft angeführt, um der Behauptung etwas Ballast mitzugeben: wie Arachne die Wolle knäuelte, die fertigen Stücke in Fassung zerrt und walkt, die Spindel in Drehung setzt, wie sie die Brodiernadel führt usw. Diese paar Zeilen verraten einige Verlegenheit, und doch kam der Dichter nicht um sie herum, wenn er die Phantasie des Lesers anregen wollte, schöne Bewegungen der wahrscheinlich auch schönen Weberin in sich hervorzubringen. So schickt er wenigstens, als ahnte er vorwegnehmend Gesetze des Gesetzgebers Lessing, eine kleine Schar von Verben, die tätige Bewegungen bezeichnen, ins Treffen: der Leser wird ohne zu zögern sein eigenes Inbild von Frauenschönheit, die Schöpfung seiner Anima, die handelnde Rolle der Arachne übernehmen lassen. Die dichterische Phantasie wirkt ja nicht bloß in direkter Uebertragung; oft stellt sie strudelnd einen Sog her, von dem die Leserphantasie mitgezogen und bewegt wird.

Der Zweck, nämlich Arachne in ihrem Element zu zeigen, in der geliebten Arbeit, wird völlig erreicht. Sie geht darin auf, so sehr, daß sie sich selbst vergißt, so sehr, daß die Zuschauenden, in ihren Anblick verloren, nicht mehr an sie, oder nicht mehr ausschließlich an sie denken, sondern an die vollkommene Künstlerin des Faches, an die Göttin zu denken durch den Zwang der Sache selbst veranlaßt werden: *scires a Pallade doctam*, man könnte meinen, Pallas selber hätte sie geschult. Das wird denn auch von einer der Begeisterten so herausgesagt, was nicht von gutem ist, denn auf der Stelle reagiert sie empfindlich gegen diese gewiß wohlmeinende Annahme und stellt sie in Abrede. Es wäre für sie vielleicht besser gewesen, sie hätte zugestimmt und hätte die Wahrheit weniger buchstäblich als symbolisch umfassend genommen, vielleicht, sagen wir, hätte sich dann das drohende Unheil abwenden oder beschwichtigen lassen. Doch für sie gibt es in dieser Situation kein symbolisches, auch kein diplomatisches Verhalten: sie weist die Unterstellung, Schülerin der Pallas gewesen zu sein — es ist ja unwahrscheinlich genug; die Götter waren keine Lehrer —, heftig zurück, im tiefsten darob beleidigt, daß man überhaupt ihr Wirken vergleicht und es nicht als uranfänglich, als durchaus original erkennt. Was hätte jedoch für sie ehrenvoller sein können als dieser Vergleich, der über das Menschliche hinausgriff, unmittelbar in die höchste Sphäre! Konnte sie jemals wieder eine solche Erhöhung ihrer Person erhoffen? Nie mehr, niemals mehr.

Ihr Stolz ist beleidigt, der überempfindliche Stolz eines jungen

Weibes ohne Herkunft, das alles, was sie ist und kann, nur sich selber verdanken will. Was den anderen eine ganz ungeweine Erhöhung bedeutet, der Vergleich, empfindet sie als Erniedrigung. Sie fühlt sich herausgefordert, und es ist, als hätte etwas in ihr diese Herausforderung erwartet und würde sie nun mit heimlicher Genugtuung begrüßen. Endlich! ruft eine ihrer inneren Stimmen, eine der wichtigen, endlich ist der Moment da, der unausweichlich einmal kommen mußte, ein Moment der Klarstellung, wo ich mit der Verkennung meiner einzigartigen Begabung aufräumen kann. Ihr Stolz überschlägt sich in Hochmut.

*Certet, ait, mecum; nihil est quod victa recusem.*

Sie, Pallas, mag zum Wettkampf mit mir antreten; werde ich besiegt, so will ich mich allem fügen. So lauten ihre Worte, die vor den bewundernd herumstehenden Nymphen herausexplodieren, allenfalls mit dem genauen Wunsch, sie möchten an höchster Stelle hinterbracht werden. Noch nie wurde ein frevelhaft herausforderndes Wort dieser Gattung vergeblich gesprochen; auch dieses reißt das Schicksal nur so herbei. Arachne will es darauf ankommen lassen: sie oder ich — sie *und* ich, das geht nicht; an der Spitze haben nicht zwei Platz. Wie kühn, wie vermessen! Hätte man je gesehen, daß ein Mensch eine Gottheit, gleichviel in welcher Kampfarm, überwunden hätte? Die siegesbewußte Menschentochter kann sich auf keinen Fall berufen, wo das geglückt wäre, und dennoch traut sie sich das Undenkbare zu, ja sie denkt es; es ist der Königsgedanke ihres Daseins, und in ihm erst scheint ihr Talent seinen Höhepunkt zu gewinnen. Beispiele dafür, wie ähnliche Unternehmungen ausgegangen waren, standen ihr dagegen in Fülle zu Gebot, etwa, auf dem Kunstgebiet, das Wettflöten zwischen Apollon und Marsyas, welches damit geendet hatte, daß der Fernhinterfänger den Unterlegenen an einen Baum gehängt und ihm die Haut abgeschunden hatte. Aber Marsyas war, wie sich erwies, ein Stümper gewesen, ein aufgeblasener.

Nun hat der Dichter den Gegensatz der beiden weiblichen Wesen so hoch getrieben, daß er nicht unaufgelöst weiterbestehen kann. Er ist nicht mehr weltmöglich. Die gegensätzlichen Kräfte konstellieren sich zum Drama, und dieses drängt zur Welt wie ein Blitz zwischen zwei Polen. Gleich könnte es beginnen, doch zuerst wendet Ovid noch den hochbewährten Kunstgriff der Verzögerung an. Noch gibt es die Möglichkeit, eine einzige, der undramatischen, sozusagen der vernünftigen Lösung, und die Göttin ist es, die den Weg nach dieser Richtung einschlägt. Indem sie ihre Weisheit symbolisch in Alter verwandelt, erscheint sie vor Arachne als Greisin

und beginnt gleich mit einem lehrhaft allgemein gehaltenen Lob des Alters und seiner Erfahrungsschätze. Psychologisch ein Fehlgriß, denn welche Jugend fiele auf das Ueberlegenheitspochen der Grauköpfe herein? Im menschlichen Bereich zählte derlei zu den Plumpheiten. *Seris venit usus in annis*. Nachdruck soll erzielt werden: bedenke, daß was ich dir nun sage nicht Spekulation, persönliches Dafürhalten, meine eigenste Anschauung der Dinge ist, sondern Einsicht in den Weltlauf, erfahrungsgemäße, um es straff zu sagen: objektive Wahrheit. Der Rat, der nun folgt, lautet: sei unter Menschen meinetwegen die erste aller Bildweberinnen, vergleiche dich aber nicht mit der Göttin; bitte sie um Verzeihung, sie wird dir verzeihen. —

Keine Drohung. Im Verhandlungsstil, einem Vergleich nicht unbedingt abgeneigt, grenzt Pallas die Interessensphären gegeneinander ab mit dem Wink, die Göttin aus dem Spiele zu lassen. Keine Drohung, indessen ist Grollen im Unterton vernehmbar; *temeraria*, Vermessene, wird Arachne zwischendurch einmal angeredet. Das und das Ansinnen, um Verzeihung zu bitten, treiben sie erst recht in den Widerstand. Hat es die Göttin auf Versöhnung, Ausgleich, Bereinigung der konflikthaftern Situation abgesehen bei ihrem Besuch in Hypaepa? Oder wollte sie (im Grunde!) den Trotz Arachnes anfeuern, um dann mit fast überreinem Gewissen vor dem Olymp und der Welt hinzeigen zu können: da seht, sie *will* ja gar nicht Vernunft annehmen, sie haßt den Frieden und beharrt in wahnhafter Selbstüberhebung! Ich habe nun wirklich alles getan, um den Fall gütlich beizulegen, mehr darf man von mir billigerweise weder erwarten noch verlangen! — So lautete vielleicht der innere Entwurf der Rechtfertigung, die sich Pallas durch den helmgeschmückten Kopf gehen ließ, bestärkt in der ursprünglichen Absicht, ein beispielhaftes, dadurch belehrendes Schicksal (Strafgericht) über Arachne hereinbrechen zu lassen.

Wie nun, wenn Arachne nachgegeben, wenn sie die Göttin auch in ihrer geliebten Kunst als über ihr stehend anerkannt hätte? Wenn sie der Welt gegeben, was der Welt, den Oberen jedoch, was ihrer ist? Sie hat es nicht getan, und es muß bemerkt werden, daß die Trennung zwischen der Welt und den Olympischen schwer zu vollziehen war, so sehr waren auch sie, die Unsterblichen, von dieser Welt und den Menschen von Herzen ähnlich, wenn auch deren Möglichkeiten größer, reiner, oftmals wilder erfüllend. *Quae favet ingenia*, von Pallas ist (nicht in dieser Erzählung) die Rede, von ihr, welche den Begabten wohlwill und sie begünstigt: was wäre geschehen, wenn Arachne sich in ihren Schutz begeben hätte? Hat die Tochter des Zeus nicht selbst einem so zweideutigen Genie

wie Dädalus, dem Flugzeugbauer, dessen Sohn Ikarus abstürzte, ihre Gunst bewahrt, obschon er aus Neid seinen jungen Neffen Perdix, den Erfinder der Säge und des Zirkels, von der Höhe des Turmes gestoßen hatte, um ihn zu vernichten? Sie hat ihn nicht bestraft für solche Missetat, sondern hat einfach den Perdix noch während des Sturzes in ein Rebhuhn verwandelt und dadurch gerettet. —

Müßige Erwägungen; es ist nichts mehr zu schlichten zwischen den beiden. Das Ansinnen, die verletzte Göttin um Verzeihung zu bitten, steigert Arachnes Trotz zur Wut, und sie herrscht das erfahrene alte Weiblein an: «Du hast mit allzu hohem Alter deinen Verstand verloren; sage solches Zeug deinen Töchtern und Schwiegertöchtern, denn ich weiß wahrhaftig, was ich zu tun habe. Nichts ändert sich, ich bin entschlossen. Warum kommt sie nicht? Warum drückt sie sich vor dem Wettkampf?»

Zweite übermütige Herausforderung, Ende der Retardation. «Sie kommt», ertönt die göttliche Stimme; Pallas wirft Maske und Hülle der Alten weg und steht glanzvoll da, jung, blond, mit dem berühmten Geleucht der meergrünen Augen. Ovid wendet kein Wort an ihre Beschreibung, auch hier zeigt er, alte Kunstregeln beachtend, nur die Wirkung der sich selbst Verwandelnden: die anwesenden Nymphen und Töchter des Landes, von heiligem Schrecken berührt, beten an. Einzig die Jungfrau nicht — so wird an dieser Stelle Arachne genannt; *sola est non territa virgo*. Röte überströmt ihr Antlitz, aber nur einen Augenblick und wider ihren Willen. Sie mochte sich selbst zürnen, die Alte nicht durchschaut zu haben, sie fühlte sich überlistet; ein Grund mehr, im Trotz zu beharren. Hübsch aber muß der Moment des Errötens und des nachfolgenden Erblässens gewesen sein: wie erster Frühschein der Morgenröte, der dann vor der Helle der Sonne verbleicht. So der Dichter. Jetzt ist es Pallas, die kein Wort mehr verliert und sofort den Wettstreit, Sieg, Untergang der Rivalin will. Beide treten an.

An zwei Webstühlen jagen die göttliche und die menschliche Jungfrau nun die Schiffchen durch Zettel und Einschlag, mit einem Eifer, der kein Ermüden duldet oder kennt. Es ist ein homerischer Kampf; sein Zeichen ist statt Tod und Vernichtung zunächst Schöpfung. Wer das der Vollkommenheit nähere Bildgewebe schafft, wird Sieger sein, denn um Schönheit geht es, um Erschaffen von Schönheit. Aber zugleich geht es für Arachne, und sie muß es wissen, um Tod und Leben. Sie ist so selbstgewiß, daß sie an ihren Erfolg zu glauben vermag; was aber, wenn ihr Teppich den der Göttin übertrifft? Kann sie auf Einsicht und Zuge-



ständnis der Ueberwundenen hoffen? Vertraut sie auf selbstlose, ja gegen sich selbst gewandte Gerechtigkeit der Olympischen? Der Dichter erwähnt kein Preisgericht, keine unparteiische Instanz: das Schicksal ist im Zuge, beim Austrag zwischen einer Unsterblichen und einer Sterblichen läßt sich das Ende denken. Die Uebermacht wird sich zum Richter machen. Arachne hat keine Aussichten, zumal sie in geradezu weltfremdem Vertrauen in ihre Fertigkeit und deren beschirmende Kraft es unterlassen hat, eine andere Gottheit für sich zu interessieren, eine Schutzmacht, die gern die Gelegenheit wahrgenommen hätte, ein Menschenkind vor dem Zugriff der Pallas zu bewahren. Unter den Göttern gab es ja hinreichend Rivalitäten, wie sich im trojanischen Krieg und der ihm dicht folgenden Gründungsgeschichte Roms erwiesen hatte. (Oder erst erweisen sollte? Wir wissen nichts über den Zeitpunkt dieses Geschehnisses in Lydien und somit nichts über den damaligen biographischen Stand der Olympischen; tut nichts, denn die mythologische Zeit verläuft nicht einsinnig in einer Linie, so daß ihr Vorher in gewissem Zusammenhang zu einem Nachher werden kann und umgekehrt, sie verläuft innerhalb eines eigenen Zeitraums, der sich nur während der dramatischen Ereignisse messen läßt, und wie ungenau!)

Arachne webt und kämpft einsam, in wahrhafter Gottverlassenheit, aber äußerst gesammelt und mit Schwung. Kein Zeichen der Schwäche, des Zweifels, der Verwirrung; im Gegenteil, sie gelangt sogleich in eine produktive Benommenheit sondergleichen, für die keine Umwelt mehr vorhanden ist, sondern einzig und allein die Bildgesichte, die sie nun auf die farbigen Fäden überträgt. Sie muß sich nicht lange besinnen, was da auszuführen ist; es scheint, als könne sie auf einen Bestand zurückgreifen, den sie längst in sich trägt, längst überlegt und in sich ausgereift hat in bitteren, höhnischen Stunden.

Bis zur Vollendung des Werkes ist sie ganz auf der Höhe, über alle ihre Mittel gebietend, biegsam gespannt wie eine Pantherkatze. Der Dichter sagt zwar nichts davon, aber es geht aus dem Ganzen hervor wie aus dem Detail, das er anführt: Pallas und Arachne, beide, verwenden die zartesten Farbnüancen mit fehllosem Griff, so fein abgetönt, daß man wie beim Regenbogen den Uebergang von einer Farbe zur andern nicht wahrnimmt. Auch Goldfäden werden von beiden eingewoben in die Bilder — in welche Bilder nun aber? *Et vetus in tela deducitur argumentum*, steht da; die alten Geschichten, Geschichten aus alter Zeit geben die Motive her. Das Thema war offenbar freigestellt, aber beide griffen ohne langes Besinnen in den Sagenvorrat, oder in die

Geschichte, was damals noch nicht zu unterscheiden war, um bedeutende Episoden darzustellen und mittels ihrer bildmäßig allerlei zu erzählen. Beide Frauen verfahren dabei tendenziös: die Webgemälde wurden zu Kampfmitteln. Wohl wurden Schönheit und Vollkommenheit angestrebt, aber mit gleicher Energie die Demütigung des Gegners. Diese scheint das Ziel der Ziele zu sein.

Pallas geht indirekt zu Werk. Sie will der andern in Gemäldeform nochmals klarmachen, mit wem sie es zu tun hat, und stellt sich selber dar, sich, Athene, in ihrem Sieg über Poseidon (einen Gott!), als es darum ging, nach wem von beiden die Stadt Athen benannt werden solle. Der Meerebeherrscher schlug, den Dreizack erhebend, Wasser aus einem Fels. Eine erstaunliche Leistung, wenn auch nicht einzigartig durch die Zeiten und Himmelsstriche. Pallas aber stieß ihre Lanze in den Boden: augenblicklich wuchs ein Oelbaum hoch. Die zwölf Himmelsgötter, als Zuschauer und Richter um Zeus, den Königlichen, versammelt, brachen in Beifall aus. Unverblümt soll das ausdrücken: wer, da Götter mir unterlagen, kann sich denn wider mich stellen? Um noch deutlicher zu werden, fügt sie in die Ecken vier Szenen ein, nämlich Strafmetamorphosen, von Göttern an Menschen vollzogen, weil diese die gefährliche Grenze aufs vermessenste überschritten hatten: Haemus und Rhodope hatten die Namen von Zeus und Hera zu usurpieren versucht — sie wurden in Gletscherberge verwandelt; Gerana, die Pygmäenkönigin, hatte für sich die Ehren einer Göttin verlangt — von Hera wurde sie in einen Kranich verwandelt; die trojanische Antigone hatte ihre Haare als denen Heras ebenbürtig an Schönheit gerühmt — als Storch, der sich mit seinem Klappern Selbstlob spendet, muß sie es büßen; Cinyras, ein assyrischer König, wird gezeigt, wie er die Stufen eines Tempels weinend küßt, denn es sind die versteinerten Glieder seiner Töchter — was er oder sie gesündigt haben, ist nicht aufgezeichnet, mithin vergessen worden. In Steine und Tiere verwandelt wurden diese Menschen, die sich über ihr Menschentum leichtfertig oder mit frevelhafter Absicht zu erheben trachteten; ins Untermenschliche also. Aehnliches steht dir bevor! bedeutet die das eine Motiv vierfach abwandelnde Epik der göttlichen Bildnerin, die zum Abschluß, als Umrahmung ein verschlungenes Muster aus Oelbaumzweigen webt:

*Is modus est operisque sua facit arbore finem.*

Die Olive ist eben *ihr* Baum, wie sie wieder in Erinnerung gebracht hat, und seine Friedenssymbolik soll nun mit souveräner Ironie die Szenen des Strafgerichts umspielen — war es nicht der Segen allerhöchster Strafe gewesen, der jeweils die frevelhaft

aufgestörten Lebenszonen wieder befriedet hatte? Ueber Rang und Qualität des Werkes verliert der Dichter kein Wort; angesichts der Urheberin war wohl auch keines zu verlieren. Kein Kommentar. Einen Atemzug lang Pause, nicht länger, dann wird die Schöpfung der maeonischen Jungfrau geschildert.

Natürlich mußte die Göttin in der Reihenfolge den Vorrang haben, anderseits wäre es den Kunstgesetzen, die sich jederzeit bewährt hatten, zuwider, wenn zuerst die stärkere Leistung, im Anschluß dann eine schwächere gezeigt würde. Steigerung ist das Gebot in solchen Fällen; darf aber in diesem besondern Fall gesteigert, das heißt Arachne über ihren Gegenpart erhoben werden? Das darf eigentlich nicht sein. Ovid behilft sich so, daß er jeden unmittelbaren Vergleich meidet, nicht aber bewundernde Bemerkungen über das Menschenwerk: *verum taurum, vera freta putares*, man hätte glauben können, einen echten Stier, das Meer selber zu sehen, heißt es zum Beispiel. Meer und Stier: damit ist bereits ein Motiv ihrer Bilderfolge gekennzeichnet, der Raub Europas durch Zeus. Nicht genug, daß die Naturtreue der Wiedergabe — schon damals wie seither — gerühmt wird, auch die lebendige Anordnung der Szene, die Gesten der Heldin werden um ihres Gelingens willen hervorgehoben. Der Dichter entzündet sich vor Anerkennung; vor dem Gobelin der hohen Rivalin blieb er kalt und registrierte bloß das Zustandekommen. Europa, die Jungfrau, wendet sich zurück zum Strand, zu ihren Gespielinnen, sie ruft ihnen erschrocken Hilferufe zu und ist doch bei allem Entsetzen darauf bedacht, auf dem Rücken des schon schwimmenden gewaltigen Tieres die Füße hochzuziehen, um nicht naß zu werden. Dieses Gemälde entsteht zu gleicher Zeit wie Athenes pathetische Götterversammlung mit dem thronenden urteilmächtigenden Zeus; Verehrung und Spott entfalten sich mit gleicher Kunst, aus gleichem Drang, wie zwei Aeste desselben Stammes. Arachne fährt in lukianischem Sinne fort und webt Asteria, von Adlerschwüngen umfassen, Leda in enger Gemeinschaft mit dem Schwan, Alkmene mit dem verkleideten falschen Amphitryon, Danaë, den verliebten Goldregen empfangend, noch weitere weibliche Wesen, denen der Göttervater in stürmischem Genuß- und Fruchtbarkeitsdrang genahet war, in der Vermummung von Feuer, gefleckter Schlange, Satyr, oder einfach als Hirt wie bei Mnemosyne, die er zur Mutter der Musen machte. Der Verführer — es ist der einzige Aspekt, unter dem die Jungfrau aus Hypaepa den Göttervater erblickt und mit dem vielfarbigen Wollgarn ins Teppichbild bannt. Sieht sie ihn immer so, oder nur jetzt im Kampf, um seine stirngeborene Tochter zu verletzen? Der Dichter

verrät nichts. Seine Heldin ist ganz in der Situation, ist ganz Gegenwart, und ihr bisheriges Leben zählt nicht, sei es fromm oder voltairianisch in den Grundzügen bestimmt gewesen.

Kein weltanschauliches Zwischengericht wird dargeboten, kein psychologisches. Dabei muß Arachne in einem Zustand gewesen sein, den auszumalen wohl verlocken könnte. Es schwirrte vor Hohn und Bosheit um ihren Webstuhl, und ihr wütender Schwung trug sie immer weiter, von der Leporelloliste des Götterkönigs zu den Liebestreichen anderer Unsterblicher, wobei jedesmal Verwandlung und Trug zum Ziele geführt hatten. Poseidon: als Stier, Widder, Rennpferd, Vogel, Delphin hatte er solche Siege errungen. Und Phöbus! Und Bacchus, der in der Gestalt einer Traube Erigone betört hatte! Trauten denn die Olympischen der Bezauberungskraft ihrer Gestalt, ihres Gehabens so wenig zu, daß sie sich in geringere Erscheinungsformen begaben, in tierische, pflanzenhafte, metallische sogar, oder versagten die Menschen vor der Uebergewalt göttlicher Gegenwart, betäubt vom numinosen Schrecken und der Angst, dieser Lage nicht gewachsen zu sein, einer Lage, in der sie nicht einmal mehr die Höhe ihrer eigenen Menschlichkeit innezuhalten vermochten? War eine göttliche Grenzüberschreitung, um nicht zu sagen Untat, harmloser, wenn sie in unscheinbarem Gewande, in symbolischer Nichtidentität begangen wurde?

Wie dem sei, in Arachne hatte die göttliche Ungebundenheit in Liebesdingen, der unüberwundene innere Anteil der Ordnenenden am Chaos, Groll und Wut und Empörung entfesselt. *Fecit indignatio telam*, könnte man sagen, Empörung schuf ihr Bildwerk. Unter ihren heftigen, aber in jedem Finger beherrschten Händen wird dieses zum Pamphlet, zwar nicht unmittelbar gegen ihre hohe Feindin gerichtet, denn Pallas ist auf dem erwähnten heiklen Gebiet nichts vorzuwerfen, sondern indirekt gegen göttliche Willkür, Skrupellosigkeit, selbstische Allzumenschlichkeit. Nicht Pallas selbst, ihre Seinssphäre wird bloßgestellt, mit der Absicht, deren Nimbus nunmehr in ihr, der Göttin, selbst zu zerstören. Ein Spiegel sollte ihr vorgehalten werden — so seid ihr! —, und ihr eulenäugiger Blick in den Spiegel sollte einen Akt unabsehbarer Selbsterkenntnis bewirken, in dessen Folge das Göttliche schlechthin und seine Stellung zur und in der Welt überprüft und modifiziert würde. So mochte es sich die Hochgemute ungefähr vorstellen, indem sie ihr Schiffchen hetzte, erfüllt vom Empörerwunsch, ihre Demütigung der Göttin werde eine den ganzen Olymp erfassende Selbstbescheidung der Götter zur Folge haben. Sie mußte sich im Besitz einer Wahrheit fühlen, welche

selbst Pallas zu beugen imstande war, sonst wäre ihr der Wettkampf von vornherein aussichtslos, sinnlos erschienen, und sie hätte ihn nicht mit solchem Beharren in Selbstsicherheit durchführen können.

• Noch etwas fällt auf, nämlich die Tatsache, daß auf den beiden Bilderteppichen einzig die Sphäre des Männlichen zur Erscheinung gebracht wird. Das ganze Mythologem beschränkt sich auf den Zweikampf der männerfremden beiden Weiber, kein Mann tritt auf, keiner wird erwähnt oder nur erinnert, außer völlig vag der väterliche Wollfärber. Bis innere Bilder eruptiv hervorbrechen und verfestigte Existenzformen in der Kunst fordern: da triumphiert Pallas noch einmal über den wie sehr männlichen Poseidon, kaum ohne Beimischung weiblichen Stolzes — während sie sich dem höchsten Gott und Mann, ihrem Vater, der zugleich ihr Gebärer ist, herzlich und einverstanden unterordnet. Arachne jedoch verhöhnt die Männerwelt gerade in ihrer Beziehung zum Weibe; keine göttliche Sünderin läßt sie in ihrem Reigen mittun, keine große Göttertat wird um der Gerechtigkeit oder des Gleichgewichts willen abgebildet. Mehr noch als ihre göttliche Feindin, so scheint es, sind die männlichen Götter, ist allenfalls sogar die Männerwelt insgesamt, auch die menschliche, Gegenstand ihres Hasses, aus dem Grundgefühl einer die Empörung nicht scheuenden weiblichen Solidarität mit den Verführten, Verlockten, mit den unzulänglich Geliebten. Reiche Gelegenheit bot sich nun freilich geradezu an, erzählend und bildend einer der weiblichen Gottheiten Ehre zu erweisen oder gar zu huldigen, doch Arachne unterläßt es geflissentlich. So unbedingt ist sie, so hart gegen jeden Kompromiß oder Anschein auch nur der geringsten Nachgiebigkeit. In eine erschreckende Stärke verwandelt sie ihre erschreckende Einsamkeit, ihr Auf-sich-selbst-gestellt-Sein.

Auch sie führt ihr Werk rechtzeitig zu Ende und umrahmt es mit einem Geschling von Blumen und Efeu. In fünfundzwanzig Verszeilen wurde es sachlich vom Dichter nacherzählt. Jetzt ist der große Augenblick da, wo die beiden Bilderfolgen dem Vergleich unterzogen werden müßten, wo das Urteil werdend über beiden schwebt, um sich herabzulassen aus gerechter unverwirrter Sphäre und das geglücktere Gebilde auszuzeichnen. Wessen Urteil? wie bereits gefragt. Es gibt keinen Gerichtshof, kein Preisgericht. Pallas schaut hin und erkennt blitzartig, daß an Arachnes Teppich nicht das mindeste ausgesetzt werden kann, selbst der Neid vermöchte keinen Mangel zu entdecken:

*Non illud Pallas, non illud carpere Livor  
Possit opus; doluit successu flava virago . . .*

Die blonde Göttin leidet an der Einsicht, daß die Feindin, der Mensch, die ihr Haupt so hochtragende Jungfrau aus dem windigen Hypaepa etwas Vollkommenes geschaffen hat, denn das hatte sie ihr nicht zugetraut — bei beiden bewirkt überschwengliches Selbstgefühl eine merkwürdige Unterschätzung der Gegenseite. Auch Arachne unterschätzt, wessen die Olympische im Zorne fähig ist und muß es nun erfahren: sogleich zerfetzt die erzürnte Pallas das Werk, welches die Untaten der Götter festhielt (*Caelestia crimina!* sagt Ovid), und mit dem Weberschiff, das sie, von ihrer Arbeit veratmend, selbstvergessen noch in der Hand hält, schlägt sie drei-, viermal in das verhaßte Gesicht. «Die Unglückliche», so heißt es nun, ertrug das nicht; an Heftigkeit ihrer Kampfpartnerin ebenbürtig, doch es verschmähend, ihre Hand gegen die Göttin zu erheben, erhängt sie sich — wird aber unverzüglich von Pallas aus der Schlinge gelöst und in eine Spinne verwandelt: «Lebe denn, aber hange, Elende!» *Vive quidem, pende tamen, improba!* Alles geht verwirrend schnell vor sich. Für sie selbst überraschend wird die Göttin für einen Moment von Mitleid berührt, flüchtig nur, aber genügend, um Vernichtung in Verwandlung abzubiegen.

Kurz und grausam wird diese zum Abschluß beschrieben: Unterweltskräuter, von Hekate gesammelt, haben den Saft geliefert, mit dem Arachne benetzt wird, worauf ihr Haare, Nase, Ohren abfallen, das verwegene Haupt einschrumpft, die gedehnten Finger als gebogene dünne Beinchen aus den Flanken wachsen. *Cetera venter habet*, das übrige ist Bauch. Die dichterische Anteilnahme hat den Menschen Arachne begleitet, auf das kleine Tier, die *aranea*, wird sie nicht übertragen. Der Geschichte, 145 Hexameter umfassend, wird ein Ende gesetzt mit der Bemerkung, nach wie vor habe die Verwandelte Gespinste hervorgebracht.

Ganz Lydien sei erschauert, als die Nachricht durch das Land flog. Eine jedoch, die in ihrer Jugend, bevor sie Amphions, des Königs von Theben, Gattin wurde, Arachne noch gekannt hatte, lernte nichts aus dem Vorfall: Niobe. So eilt der Griffel des Dichters, um den Fall Arachne mit dem Fall Niobe zu überbieten, dem einer ungeheuerlichen Anmaßung, ja Herausforderung der Götter und der Macht, die selbst diese zwingt: des Schicksals.

\*

*Ἀράχνη*, *aranea*, *aragne*, *araignée*, *ragno*, *araña* — die jonische Künstlerin lebt weiter bis heute, in der Sprache. Wohl reichte die Macht der Athene aus, sie zu verwandeln, nicht aber, sie an Kunst zu übertreffen. Diese Selbstverwandlung mißlang der Göt-

tin, und ihrer hätte es bedurft, um die Grenzen des Menschlichen unter sich zu lassen, damit der obere und der untere Bereich wieder einmal in aller Deutlichkeit als geschieden erkennbar geworden wären — worauf ja die ganze Belehrung hinaus sollte. Am Menschlichen der Göttin, ihrem geweckten Neid und Zorn, geht Arachne zugrunde, nicht aber ging unter ihr Ruhm, den etwas aus dem Menschlichen nicht zu Erklärendes, der göttliche Funke, in ihrer Seele sich unter ihrem Namen erworben hatte. Wie nahe waren sich die beiden Kämpferinnen gekommen! Ist es nicht, als wären die Rollen zwischen ihnen für kurze Frist vertauscht gewesen? Als hätte eine Macht, der beide nicht gewachsen waren, das gesamte Weltwesen in seiner Bewegung weitergetrieben, durch die menschlichen Verstrickungen der Götter, durch die göttlichen Augenblicke der Menschen — in ihnen beiden?

Als Ovid im Jahre 8 von Augustus nach Tomi am Schwarzen Meer verbannt wurde, zerstörte er noch in Rom die Handschrift der *Metamorphosen*. (Es waren jedoch bereits Abschriften verbreitet.) Er fühlte sich ins Gesicht geschlagen. Nach einer Ueberlieferung soll ihm seine Liebesdichtung die kaiserliche Ungnade zugezogen haben, was ihn für einen tiefgestimmten Moment an seiner Kunst verzweifeln und gegen sie wüten ließ. Nach anderer Legende hat ihn die formale Unvollendung des Werkes bekümmert und in einem Maß aufgebracht, daß er seinen Anblick nicht mehr ertrug. Er verwandelte es zu nichts.

*Ablatum mediis opus est incudibus illud,  
Defuit et scriptis ultima lima meis.*

Mitten aus der Schmiedearbeit daran wurde ihm das Werk entzogen, und noch fehlte die letzte Feile. Auch Vergil, ihm eine Generation voraus, hatte vor dem Tode gewünscht, daß die noch zuwenig ausgefeilte *Aeneis* vernichtet werde.

Ovid hat nach eigenem Urteil nicht erreicht, was er seine Arachne erreichen ließ: die vollkommene Schöpfung, an welcher auch der Neid vergeblich nach Mängeln suchen würde, der menschliche und der ihm so ähnliche Neid der Götter. Arachne ist die Traumfigur seines künstlerischen Willens, ist die menschliche Siegesgöttin des Bildners. Aber ihr Werk, das vollkommene, ist mit blassem Schein einzig in seinem unvollkommenen Werk vorhanden. Von diesem wurde es durch Jahrhunderte getragen, durch Jahrtausende. Es ist Zeugnis eines göttlichen Kampfes, den der Mensch, der ewige Verwandler, führt.